

# Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

## Im alten Reich

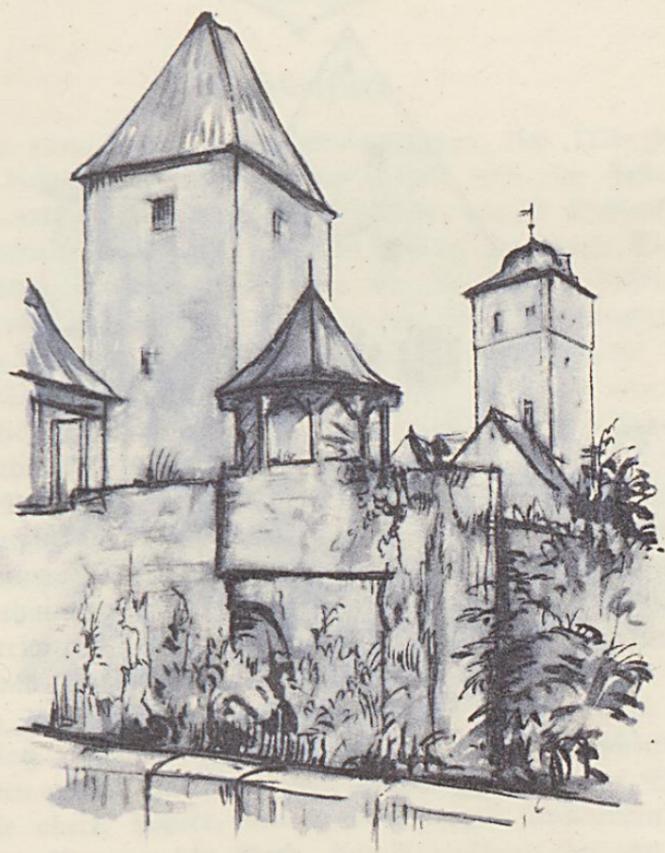
Lebensbilder deutscher Städte

Der Süden - neunzehn "Städtebilder"

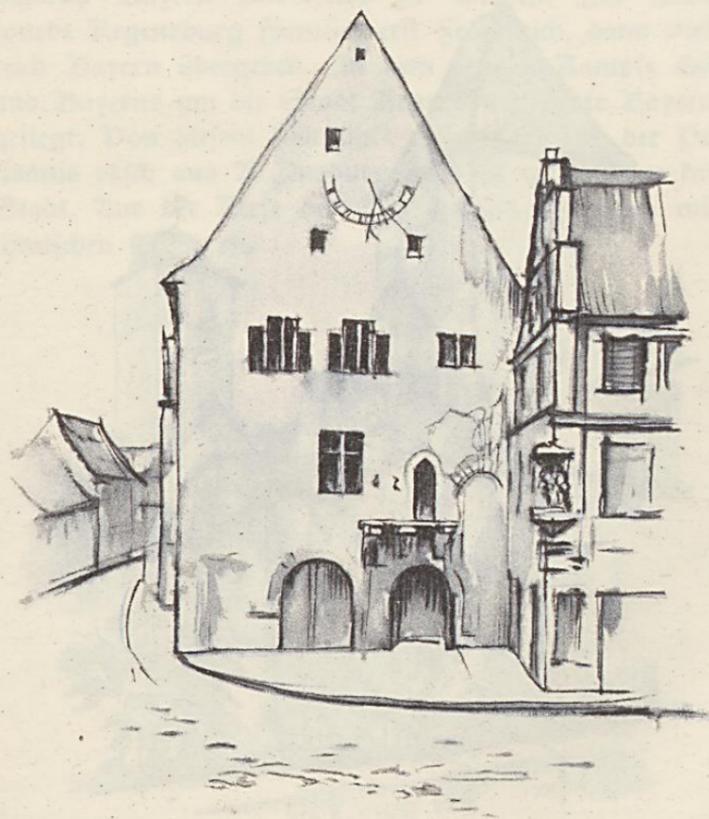
**Huch, Ricarda**

**Bremen, 1927**

Ochsenfurt



Ochsenfurt  
Pulverturm und oberer Torturm



Ochsenfurt  
Altes Rathaus



## Ochsenfurt

Wenn man, den Main hinunterfahrend, sich Würzburg nähert, sieht man ein Städtchen liegen wie eine Festung, viereckig mit einem Turm an jeder Ecke; das ist Ochsenfurt. Hohe, gestufte Giebel ragen daraus hervor, Bollwerke, Türme und wieder Türme; so klein es ist, es ist ein Städtchen im Harnisch, ein harter Bissen für den Feind. So unentstellt tritt einem selten das Wesen mittelalterlicher Städte entgegen, Wehrhaftigkeit und Geborgenheit; wer darin war und dazu gehörte, mochte das böse Leben draußen toben lassen und ruhig schlafen.

Der Marktplatz in der Mitte des Ortes ist die Erweiterung der Hauptstraße, die ihn vom Oberen Torturm bis zum Klingenturm führend durchquert; er ist auf einer Seite durch das Rathaus abgeschlossen. Dies, zu Ende des 15. Jahrhunderts errichtet, ist eine Welt im Kleinen, indem es Menschliches und Kosmisches, Himmlisches und Städtisches, was für den Bürger wichtig war, zur Anschauung bringt. Die dem Platz zugewendete Längsseite ist durch ein beschiefertes Türmchen geteilt, das nach oben und nach unten eine Spitze hat; die obere, höhere, mit vier winzigen Ausbauten geschmückte, überragt das Dach. Am Turmkörper befindet sich eine Uhr, die zugleich eine bunte, sinnreiche Verzierung ist. Zwei Zifferblätter zeigen die Stunden, das Datum und den Stand des Mondes an. Darunter steht mit Pfeil und Sand-

uhr der Tod, der, wenn die Stunde schlägt, mit dem Kopfe nickt, den Pfeil hebt und die Sanduhr umdreht. Unter dem Gerippe erscheint ein bärtiger Kopf mit offenem Munde an einem offenen Fenster: der Bürgermeister, der zu seiner Gemeinde spricht. Beim Stundenschlage öffnen sich oberhalb zwei kleine Butzenscheiben, aus denen zwei Ratsherren den Kopf strecken, um ihm zuzuhören. An der oberen und unteren Turmspitze erscheinen zwei beim Stundenschlage sich stoßende Ochsen und die Rathausjungfer, die ein Farbenschild vorzeigt und sich verneigt. Die Ochsen deuten auf das Wappen der Stadt, das außerdem noch schön gefaßt an der Mauer angebracht ist: ein Ochse, der, nachdem er den Main durchwatet hat, eben das Ufer betritt. Das Uhrwerk, das mit dem Stundenschlage dies ganze Theater in Bewegung setzt, wird durch einen gewaltigen Stein angetrieben. Der Unterbau des Rathauses wird durch unsymmetrisch gestellte Türen und Fenster und durch eine Freitreppe mit reizend gearbeitetem Geländer gegliedert. Unten auf dem Geländer, augenscheinlich im Begriff hinaufzuklettern, sitzt ein winziger Löwe, wie ein Frosch anzusehen, mit verwegendem Gesicht. An der Ecke darüber steht auf gotischer Konsole eine Madonna, deren liebliche Hobeit an Tilman Riemenschneider denken läßt; eine Inschrift daneben mahnt in lateinischer Sprache den Wanderer, der des Weges kommt, die Jungfrau, Hoffnung der Menschen und Zierde des Himmels, zu grüßen, ehe er weiterzieht.

Er erblickt nach einigen Schritten zur Linken auf einer Plattform, zu der eine breite Treppe hinaufführt, die Pfarrkirche Sankt Andreas mit romanischem Turm und gotischem Schiff. Es ist Pfingsten, die Glocken läuten, Sonnenschein und Frühlingsglanz überströmt die Straße. Aus der Kirche, deren Portale geöffnet sind, schwingt sich der süße Klagechor des Agnus Dei. Sie ist voll von Andächtigen, durch den Weibrauchnebel, der den Hochaltar verhüllt, flammen die Kerzen wie rötliche Sterne, an den Pfeilern schweben

ernste Figuren. Der Raum leuchtet warm von der Bemalung, die an die Stelle häßlicher Tünche des 18. Jahrhunderts getreten ist. Neben der Pfarrkirche steht im ehemaligen Totenhofe die Michaeliskapelle, dem Erzengel geweiht, der als Führer der Toten galt. In der unteren Kapelle war das Weinhaus, in der oberen wurden die Requien gehalten. Ihrer düsteren Bestimmung entsprechend ist auf dem Tympanon das Jüngste Gericht dargestellt. Ein reichverzierter Kielbogen schiebt einen Kranz von Schönheit um das tragische Symbol.

Das Ende des Platzes bezeichnet das alte Rathaus, ein schmuckloser, imposanter Giebelbau. Die großen Ufforde der Verhältnisse lassen an diesem kleinen Ort alles gewaltig erscheinen. Gewaltig ist besonders die einstige Residenz des Würzburger Domkapitels, mit der Stadtmauer und ihren Türmen zu einer Gruppe und zu einem Teil der Befestigung zusammengewachsen. Das Hauptgebäude ist auf den breiten Treppengiebeln durch ein Bild des heiligen Kilian und einen wappentragenden Löwen bezeichnet. An einer anderen Stelle ist der Mauer das Hirtenhaus angebaut, eigentlich ein Turm mit Fachwerkgiebel und Satteldach, das zuerst vom Stadtgänsehirtin, dann vom Totengräber bewohnt wurde. Fast alle die Gebäude, die als bemerkenswert auffallen und den Charakter der Stadt bestimmen, sind Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts entstanden, nur die Kirchen sind teilweise älter. Besiedelt war jedoch der Ort schon im 8. Jahrhundert; denn man weiß, daß der heilige Bonifatius im Jahre 725 die heilige Thekla als Oberin eines Frauenklosters nach Ochsenfurt schickte. Ferner weiß man, daß Gogbald, Kanzler Kaiser Ludwigs, vielleicht Erbe der Gaugrafen, die hier saßen, um 840 in Ochsenfurt eine Kirche baute. Edle Geschlechter, die Eyring, Sonderhofen, Wolkshausen, besonders aber die von Seinsheim und die von Hohenlohe waren hier begütert. Die Güter der Seinsheim kamen durch Kauf oder Schenkung an das Würz-

burger Domkapitel, die der Hohenlohe an das Kloster Tüdelhausen. Man weiß nicht genau, wie die Herrschaft über die Stadt an den Bischof von Würzburg kam; nachdem sie schon mehrmals dem Domkapitel verpfändet war, verkaufte sie ihm Bischof Mangold 1295 um 4000 Pfund Heller.

Als Vertreter des Domkapitels saßen in Ochsenfurt Stadtschultheißen oder Amtmänner. Sie führten im Rat, der von der Bürgerschaft gewählt wurde, den Vorsitz und hatten eine entscheidende Stimme bei der Wahl der Bürgermeister; aber es gab auch Fälle, wo sie im Dienste der Stadt wirkten. Der Rat besetzte wie überall die Ämter. Vom städtischen Gericht ging die Berufung an das Domkapitel, die Malefizsachen hatte das sogenannte Zentgericht, dessen Urteile vom Fürstbischof bestätigt werden mußten. Es war zusammengesetzt aus dem vom Fürstbischof bestellten Zentgrafen oder Zentschreiber, der zugleich Stadtschreiber war, und aus vierzehn Schöppen, von denen Ochsenfurt zwei, andere benachbarte Orte je einen stellten. Den Stadtschreiber ernannte der Rat, doch durfte er es im 17. Jahrhundert nicht ohne Vorwissen des Domkapitels tun. Auch die Verwaltung wurde vom Domkapitel beaufsichtigt, das zu diesem Zweck jährlich einmal zwei Abgeordnete schickte.

Ihre Blüte dankte die Stadt der fränkischen Sonne und der Rebe. Es wurde in Ochsenfurt kein Ackerbau getrieben; auf das Aushauen eines Weinbergs zum Zweck der Gewinnung von Ackerland stand Gefängnisstrafe. Die Weinkultur reicht bis ins 8. Jahrhundert zurück und wurde als Quelle des Wohlstandes vom Rat überwacht. Jedes Jahr begab sich der Bürgermeister mit Sachverständigen in die Weinberge, um die Güte und den Ertrag der Ernte zu schätzen und den Herbstanfang zu bestimmen. Im Beisein eines Abgeordneten vom Domkapitel wurde sodann die Herbst- und Zehnt-Ordnung verkündet, denn das Domkapitel hatte das Recht auf eine gewisse Abgabe an Wein. Diejenigen Domherren, die das Einsammeln des erwünschten Zehnten be-

aufsichtigten, wurden Herbstherren genannt und veranstalteten nach der Lesé Gastereien, die wahrscheinlich in der von einer einzigen Säule getragenen Halle im Erdgeschoß der Residenz stattfanden. Dabei ging das zweiundeinhalbe Maß fassende Trinkgefäß um, das die Form einer Eule hatte und deshalb Kauz genannt wurde. Im Jahre 1611 verordnete der Herbstherr Konrad Ludwig von Zobel, daß jeder, der den Kauz geleert habe, sich in das dazu bestimmte Kauzenbuch einschreiben müsse, was auch so gehalten wurde. Zur Zeit der Säkularisation ist der Kauz von Ochsenfurt verschwunden. Neben dem Weinbau wurde etwa noch Obstzucht betrieben, erst im Beginn des 18. Jahrhunderts wurde den Besitzern von Weinbergen erlaubt, Vieh zu halten. Mit dem Wein wurde ins Ausland gehandelt, daneben auch mit Holz; der Handel mit Holz sowie der mit Salz waren Monopol des Rats. Es gab ein Marktschiff, das den Verkehr mit Würzburg und von da nach Frankfurt besorgte. Das Privilegium der Würzburger Schifffahrt schenkte Fürstbischof Echter dem von ihm gestifteten Spital.

Wie selbständig die Ochsenfurter trotz der Herrschaft des Domkapitels waren, erhellt daraus, daß fast die gesamte Bürgerschaft mit Einschluß des Rats zur Zeit der Reformation die neue Lehre annahm. Es kam vor, daß selbst der Stadtschultheiß lutherisch war, wie denn das Domkapitel selbst, soweit es nicht gleichgültig war, dem Luthertum zuneigte. Erst unter dem Fürstbischof Echter von Mespelbrunn wurde die Katholisierung mit Ernst auch in Ochsenfurt betrieben. Wer von den Jesuiten nicht schon bekehrt war, wobei der deutsche Schulmeister die größte Mühe gemacht hatte, der unterwarf sich dem Fürstbischof, der im Jahre 1595 in Person nach Ochsenfurt kam, um das Werk zu vollenden. Nur eine Frau, die Ehefrau des Bürgers Mathias Wunderer, gab nicht nach und mußte abziehen. Zwei Ratsherren, Eiselin und Segnitz, hatten schon vorher die Stadt verlassen. Natürlich war die vom Schrecken durch

die oberherrliche Erscheinung eingejagte Belehrung nur oberflächlich gewesen; aber die Jesuiten sorgten dafür, sie zu befestigen. Im Jahre 1603 wanderte der Schulmeister Sebastian Kurz als letzter Lutheraner aus.

Mit der Hexerei wollte es in Ochsenfurt nicht recht fort. Einmal, als es lange hintereinander schlechtes Wetter war, entstand wie so oft in ländlichen Orten in den geplagten Bürgern die verzweifelte Hoffnung, es möchte durch Verbrennung einiger Hexen endlich besser werden. Nach langem Harren hatte ein Schusterjunge namens Hannes Götz endlich ein Einsehen und bekannte sich freiwillig der Hexerei schuldig. In Ansehung seiner blühenden Jugend wurde er nicht verbrannt, sondern mit dem Schwerte gerichtet. Nachdem so der Anfang gemacht war, ging es zehn Jahre lang weiter, bis der Einfluß Spees im Würzburgischen eine Wendung herbeiführte.

Man denkt etwas milder über den Hexenwahn, wenn man sich vorstellt, das schlechte Wetter habe ihn veranlaßt, vor allen Dingen in Ochsenfurt. Regengüsse, trüber Himmel, flaves Licht gehören so durchaus nicht hierher, daß man sie wohl den Intrigen des bösen Feindes zuschreiben möchte. Ein anrollendes Gewitter, ein Sturm mit Trommeln und Pfeifen kann diesen gezackten Giebeln anstehen, nicht das schleichende, schmierige, schlechte Wetter. Was den Neben des Maintales gebührt, ist Sonnenfeuer und kosende Luft. Geht man an einem solchen Tage über die steinerne Brücke, an deren Eingang das Schlößchen steht, auch Kämmerlein oder Bürglein genannt, letztes Überbleibsel der Burg, aus der im Jahre 1338 der tapfere Amtmann Erkinger von Seinsheim ausfiel und den nächtlichen Überfall des Ritters Luitpold, Küchenmeisters von Nordenburg, abwehrte, und schlägt den Weg nach Friedenhausen ein, so glaubt man zu träumen. Am voll und gleichmäßig fließenden Main entlang wandert man unter den Flügeln der Heiligen. Am Wegestrande steht das Bild der trauernden Gottes-

mutter mit dem toten Sohn auf den Knien zwischen zwei seltsam verschnörkelten Bäumen, die aussehen wie die Kreuze, an denen die Schächer hängen. Weiterhin kommt ein Wegkreuz, auf dem die Dreifaltigkeit dargestellt ist: Gott Vater wie Zeus mit einem edlen Ausdruck der Trauer im herrlichen Antlitz und der Sohn am Kreuz mit schönem, schlankem, gotischem Leib. Rückblickend sieht man Ochsenfurt aus Gebüsch steil aufragen, eine Wohnstätte ritterlicher Geschlechter. Der junge Mann, der uns mit festen Schritten entgegenkommt, könnte wohl der Schmied sein, von dem die Sage erzählt, und dessen Haus an der Hauptstraße wir gesehen haben. Hans Stock, der blonde Schmied, verließ seine Vaterstadt und zog nach Italien, um in Konradins Heer zu kämpfen; denn Ochsenfurt war wie die meisten Städte kaiserlich. Indessen als er unten ankam, war das Haupt des letzten Hohenstaufen schon gefallen, und die erschreckte Kriegerschar befand sich in großer Bedrängnis. Da stellte sich der Schmied an die Spitze der Führerlosen, die ihm um so lieber gehorchten, weil er dem Konradin glich, und steuerte sie glücklich durch alle Feindseligkeiten über Flüsse und Gebirge heim. Das Haus, das er bewohnt haben soll, stammt zwar so, wie es ist, aus einem späteren Jahrhundert; das beweist nicht, daß er nicht an derselben Stelle seinen Hammer schwang und sein Schwert schärfte. Stand auch die Wolfgangskapelle noch nicht, so brachte er sein Pferd doch dahin, wo seine heidnischen Vorfahren ihre Kasse in Wodans Hut stellten, und wo man sie später dem Erzengel Michael zuführte, um sie segnen zu lassen. An der Mauer, die den Kirchhof der Wolfgangskapelle umgibt, befinden sich noch die Ringe, wo die Pferde nach dem Umritt angebunden wurden.

Auf dem Papier lassen sich solche Träume träumen, auf der Landstraße zwischen Würzburg, Ochsenfurt und Frickehausen zerreißen sie an schönen Tagen vorüberrassende Autos und Motorräder. Sie hätten den Göttersegner nötiger als die Pferde; aber es gibt keinen Gott für die Maschinen.